

Gedanken in der Stunde des Ebers

Eindrücke aus der chinesischen Gegenwart ¹⁾

– Brief an eine zurückgelassene Freundin –

Liebe Freundin,

die Winter sind lang und kalt in Beijing, von November bis April gehören lange Unterhosen und dicke Socken zu meiner obligatorischen Standardausstattung. Und dabei ist es schrecklich trocken; so trocken, dass die Haut rissig wird und die Lippen springen, man ständig vor elektrischen Entladungen auf der Hut sein muss und fast alle Holzmöbel reißen – selbst die, die man gerade auf dem *chao-wai*-Markt als "garantiert antik" erstanden hat.

Doch was soll's! Sich aufregen, lamentieren und reklamieren ist völlig zwecklos, man hätte halt besser aufpassen müssen beim Kauf. Spätestens ab Ostern jedoch wird es wärmer, sprießen Narzissen und wilde Veilchen, spätestens dann versuchen auch die im Winter so sehr eingerauten Bäume erstes Grün zu zeigen. Das ist die schönste Zeit des Jahres, die leider – ebenso wie der Herbst – nur sehr kurz ist. In dieser Zeit kann ich eintauchen in den Strom der Fahrräder, in das Gewusel der Menschen auf den Märkten, wo mich besonders die Wohlgerüche der Garküchen anziehen – dann weiß ich, dass mein China-Engagement völlig richtig und für mich persönlich ein "großer Sprung nach vorn" ist.

¹⁾ ...aus den Jahren 1995/96

Die Sommer sind tropisch heiß und feucht, wir liegen schließlich auf derselben geographischen Breite wie Neapel, haben jedoch ein wesentlich extremeres Festlandklima. Hinzu kommt, dass meine neue Heimat, obwohl sie mich jeden Tag aufs Neue begeistert, eine der schmutzigsten Städte der Welt ist, was die Umweltbelastung angeht – unzählige Autos ohne Kat, viel Eisen- und Stahlindustrie in der Peripherie und teilweise verheerende Sandstürme aus der Wüste Gobi, die einem die Luft zum Atmen nehmen. "Beijing ist lebensverkürzend" heißt es immer wieder in Kreisen der Expatriots – eine Behauptung, die ich in den nächsten Jahren hoffentlich nicht am eigenen Leib spüren werde. Außerdem ist es durchaus nicht erwiesen, dass sich ein längerer Aufenthalt an angeblich unproblematischen Orten – ich denke hier etwa an die Stelle meines früheren Wirkens – lebenserhaltend oder gar lebensverlängernd auswirkt; ich jedenfalls habe da meine Zweifel.

Nicht zu leugnen ist indessen, dass sich starke Kopfschmerzen und bestimmte Bronchialerkrankungen im Umfeld von Beijing häufen und man den Dreck oft sehen und sogar schmecken kann – eine feine, schwarze Schicht, die sich jeden Tag aufs Neue wie ein Schleier auf alles nieder senkt und für die chinesischen A'yis in unseren Haushalten eine immerwährende Herausforderung darstellt.

In den Straßen von Beijing

Ein beliebtes Spiel ist übrigens das Fahren im dichtesten Straßenverkehr mit Warnblinkanlage unter permanenter Betätigung der Hupe. Mir ist es schon mehrfach passiert, dass ich als Beifahrer – wie ein Boss meist im Fond sitzend – solcherart befördert und mit Lärm traktiert worden bin. Irgendwann habe ich mir die Nachfrage erlaubt, ob das Einschalten der Warnblinkanlage auch in der chinesischen Straßenverkehrsordnung nicht nur auf Notfälle beschränkt und deshalb im fließenden Verkehr verboten sei. Dies sei natürlich so, wurde ich beschieden, die Blinkfeuer dürften auch hier allein in Notfällen gezündet werden. Was denn als "Notfall" anerkannt sei, habe ich mir sodann weiter zu fragen erlaubt. Das komme auf das Interpretationsgeschick des Fahrers und die Bedeutung seiner Arbeitseinheit an, wurde mir darauf geantwortet, aber ein Notfall sei z.B. dann anzunehmen, wenn man es sehr, sehr eilig habe – oder wenn man einen Ausländer im Fahrzeug befördere. Andere Länder, andere Sitten...

Als ich vor über 16 Jahren das erste Mal in Beijing war, konnte man noch gefahrlos die Straße überqueren – es gab keine Privatwagen, kaum Autoverkehr und das wenige, was sich damals motorisiert bewegte, tat dies mit einer beeindruckenden Langsamkeit.



Heute erstickt die Stadt fast unter der Last des motorisierten Verkehrs, und die "Gelbe Gefahr", Ende des vorletzten Jahrhunderts als Schlagwort noch für ganz andere Befürchtungen geprägt, ist im chinesischen Straßenbild längst Wirklichkeit geworden – in Form von unzähligen kleinen gelben Taxis, die sich, meist jegliche Regeln missachtend, links und rechts am fließenden Verkehr vorbeizudrücken versuchen, gerne Fahrt- und Gegenrichtung verwechseln, alle Kreuzungen und Einmündungen blockieren und oft ohne jeden erkennbaren Grund in Gruppen mitten auf der Straße

stehen, als Sinngehalt vielleicht nur die Störung des Verkehrsflusses beinhaltend. Als Fahrgast in solchen Gefährten – zumal in den billigsten, es gibt drei Preisklassen von Taxis – hat man sich durchaus nicht selten mit recht beförderungsfremden Verrichtungen zu befassen und dem jeweiligen Herrscher über ein solches *miandi* auf Verlangen zur Hand zu gehen, um etwa ein Rad zu wechseln, notwendige Wartungsarbeiten auf einer Kreuzung durchzuführen oder ein bewegungsunfähiges Gefährt durch den dichtesten Straßenverkehr zu schieben, ohne sich von den wild hupenden übrigen Verkehrsteilnehmern aus der Ruhe bringen zu lassen. Die Beförderungsgebühr wird am Ende einer solchen Tour-Tortur selbstredend nicht ermäßigt, geschweige denn erlassen!

Im Reich der Mitte finden wir, vielleicht noch als Nachwirkung früher langjähriger buddhistischer Tradition, ein ausgeprägtes Streben nach Harmonie: Jeder chinesische Mensch trachtet danach, mit sich und seiner Umwelt in Frieden und Harmonie zu leben. Dieses hohe Ziel zu erreichen, ist nicht leicht, wir alle wissen das; doch scheint es mir den Menschen hierzulande eher möglich zu sein als anderswo, trotz hoher Population und dadurch bedingter drangvoller Enge, trotz meist bescheidener Lebensverhältnisse und trotz des derzeit fast ungehemmten Wirtschaftswachstums mit all seinen negativen Begleiterscheinungen. Das Erreichen vollendeter Harmonie stellt eine tagtägliche und jederzeitige Herausforderung dar. Bedauerlicherweise lassen die diesbezüglichen Bemühungen jedoch auch im Umgang mit anderen Verkehrsteilnehmern keinesfalls nach. So gibt es denn auf dem Wege zur Vollendung der eigenen Harmonie häufiger Konfliktpotenzial im Hinblick auf die Harmoniebestrebungen anderer Menschen, zumal die chinesische Gesellschaft eine sehr egoistische ist und sich die jeweiligen individualistischen Vorstellungen von Harmonie nur sehr selten zur Kongruenz bringen lassen. Dies führt dann gelegentlich zu lautstarken und mitunter auch handgreiflichen Auseinandersetzungen, die natürlich größere Menschenansammlungen nach sich ziehen, die ihrerseits wieder den Verkehrsfluss stören, was das Harmoniebedürfnis der dadurch blockierten Autofahrer nachhaltig beeinträchtigt usw. usw.



Trotzdem macht das Autofahren in chinesischen Städten großen Spaß, weil vieles geht, was nach unserem Verständnis eigentlich nicht geht – es sei denn, dass aus nichtigem Anlass wieder einmal ein riesiger Stau verursacht worden ist und selbst die Flucht auf die Gegenfahrbahn keinen großen Erfolg verspricht, weil dort auch schon alles verkeilt ist. Nur aufpassen muss man mehr als auf deutschen Straßen. Denn chinesische Fahrräder besitzen weder Lampen noch Dynamos, Fußgänger und Radfahrer kreuzen immer, ohne sich auch nur im Geringsten um so lächerliche Dinge wie Autos zu kümmern. Oft fehlen mitten auf der Straße die Kanaldeckel, da sie bei Dieben wegen ihres hohen Eisengehalts sehr beliebt sind, und öffentliche Linienbusse fahren auch des Nachts grundsätzlich ohne Licht – sie wirken wie mobile "Schwarze Löcher".

Rechts abbiegen darf man immer, auch bei Rot, und Linksabbieger haben grundsätzlich Vorfahrt vor dem entgegenkommenden Verkehr – es sei denn, ein Linksabbieger ist ausnahmsweise einmal langsamer als sein Gegenüber. Dieses Wettrennen wird jeden Tag, an jeder Straßenecke und vor jeder Ampel hunderte Male neu entschieden.

Ich wohne im nordöstlichen Teil von Beijing, in der Nähe des Japanisch-Chinesischen Freundschaftskrankenhauses, wenn dir das etwas sagt. Mein Heim ist recht bescheiden, rund 80 Quadratmeter, und einen balkonesischen Wintergarten nenne ich mein Eigen. Doch für chinesische

Verhältnisse ist dies äußerst luxuriös – nicht so sehr wegen der zwei Toiletten oder der staubdicht schließenden Doppelfenster, um die mich allerdings viele andere in Beijing, ja in ganz Nordchina sehr beneiden, sondern einfach der Größe und Geräumigkeit wegen. Chinesische Familien müssen sich in der Regel mit deutlich kleineren Wohnungen begnügen; nur hohe Funktionäre und die ständig zunehmende Zahl von Neureichen können sich gesteigerten Wohnkomfort erlauben. Üblicherweise lebt man hier mit drei oder manchmal sogar vier Generationen auf engstem Raum, meist ohne Aussicht auf Besserung. In einem solchen Gedränge ist an ruhigen und gesunden Schlaf kaum zu denken; Privatsphäre findet nicht statt, und die Umsetzung der Ein-Kind-Politik fällt bei diesen Verhältnissen nicht sehr schwer... Ich jedenfalls erlaube mir den Luxus und bewohne eine solche Riesenfläche ganz allein.

Reise-"Regel" – das Ellbogen-Prinzip

Allerdings bin ich nicht oft zu Hause, viel seltener jedenfalls, als ich es mir wünsche. Mein Job bringt es mit sich, dass ich viel reisen muss; gerade der Süden und der Osten des Landes prosperieren stark und sind auf flankierende Maßnahmen angewiesen, um die größten Auswüchse der neuen marktwirtschaftlichen Ordnung – manchmal auch Unordnung – auszubügeln. Viele Provinzen und Regionen habe ich schon besucht und manches hoffe ich noch zu sehen, da ich meinen Kontrakt bis zur Jahrtausendwende verlängert habe – vorausgesetzt, ich bleibe wirklich so lange hier.

In China werden die größeren Strecken mit dem Flugzeug bewältigt, und dies ist eine weitere große Herausforderung für den durchschnittlichen Mitteleuropäer. Nicht das Fliegen selbst meine ich, denn chinesische Flugzeuge sind genauso sicher wie anderswo auf der Welt, sondern die dem Fliegen vorangehenden Vorbereitungshandlungen, insbesondere das Einchecken. Ein dem europäischen "faire la queue" ähnelndes Verfahren ist nicht vorgesehen, oder – besser gesagt – die Disziplin der Wartenden verhält sich reziprok proportional zur verbleibenden Zeit bis zum geplanten Abflug.

Dabei schafft es der chinesische Mensch mit bewundernswerter Leichtigkeit, immer neue Mittel und Wege zu finden, um den anderen auszutricksen und dann vor ihm am Abfertigungsschalter zu sein. Dies geht in der Regel mit starken Ellbogen und einem fürchterlichen Gedränge einher, dessen ich mich oft handgreiflich erwehren muss – sehr zur Verwunderung der anderen (chinesischen) Fluggäste, die mir als Ausländer ein solch rigides Verhalten gar nicht zugetraut hätten und meine Bemühungen, ebenfalls rechtzeitig an den Schalter zu gelangen, nunmehr ihrerseits mit fachkundigen Kommentaren und einem aufmunternden Lächeln begleiten. Dabei ist ein solch wüstes Verhalten in den meisten Fällen völlig sinnlos und überflüssig, da chinesische Linienmaschinen in der Regel immer ein gerütteltes Maß an Verspätung haben.



Du meinst, man könnte sich auf derlei Unbill einstellen und einfach früher zum Flughafen fahren? Ich sehe, du bist noch kein "Old-China-Hand": Wo bliebe denn der Spaß an der Drängerei und was für einen Sinn machte dies? Selbst wenn man ganz früh eintrifft und sich ganz vorne dort einreihet, wo man glaubt einchecken zu müssen, wird man fast immer enttäuscht, weil sich plötzlich der Abfertigungsschalter ändert und man nun zwar sehr günstig postiert ist, allerdings für den falschen Flug. Deshalb lieber spät kommen und drängeln oder – besser noch – selbst eine Schlange an strategisch günstiger Stelle beginnen und sie dann in die Irre führen, um sich anschließend einen guten Platz vor dem Check-In-Schalter zu sichern!

Das Land ist mir an Herz gewachsen....

Inzwischen ist es Mai geworden, und pünktlich zum Monatsbeginn haben die hiesigen Herren der Schöpfung auf das Tragen ihrer langen Unterhosen verzichtet. Ob dies der Temperatur und Wetterlage entspricht, spielt keine Rolle, schließlich hatte man

das wärmende Beinkleid zum 1. Oktober auch ohne Rücksicht auf den wunderschönen und milden Altweibersommer untergezogen. Das Wetter ist jetzt frühlingshaft und sehr angenehm, wenn man von den gelegentlich über das Land brausenden Sandstürmen einmal absieht.

In meinem dritten chinesischen Frühling spüre ich immer mehr, dass mir dieses Land sehr ans Herz gewachsen ist – mit all seinen Problemen, seiner kulturellen Andersartigkeit und Fremdheit. Es fasziniert mich jeden Tag aufs Neue, das Volk des Reiches der Mitte zu beobachten, ihm dabei zuzuschauen, wie es abermillionenfach den Tücken des chinesischen Alltags zu entfliehen und sich individuelle Nischen zu bauen sucht, wie man trotz aller Härten im allzu engen täglichen Mit- und Gegeneinander auf ein lächelndes Gegenüber entspannt reagiert und wie man es fertig bringt, selbst im wildesten Chaos genussvoll einen Becher Tee zu schlürfen und mit ebenso kannibalischen Geräuschen eine Handvoll Kürbiskerne zu knacken.

Überhaupt das Essen: All das, was du aus deutschen Chinarestaurants kennst, musst du hier vergessen, denn die chinesische Küche ist völlig anders – besser, reichhaltiger, bekömmlicher und fremder. Das Bonmot "Chinesen essen alles, was fliegen kann, außer Flugzeugen, und alles, was vier Beine hat, außer Tisch und Stühlen" ist einerseits sicherlich übertrieben, andererseits auch nicht ganz falsch. Was habe ich – meist als Ehrengast – nicht schon alles essen müssen: Schlangen, Ratten, Skorpione, Zikaden, Bienen, Fische und fischähnliche Ungeheuer aller Art einschließlich deren Magen, Kopf und Augen, Schildkröten im Ganzen einschließlich Panzer (man kann ihn wirklich essen, ehrlich) und natürlich Hundefleisch, übrigens gar nicht so schlecht im Geschmack. Derzeit ist Hund allerdings von den einschlägigen Speisekarten verschwunden und kaum zu bekommen; Hund ist nämlich ein typisches Wintergemüse. Natürlich war manches fremdartig am Anfang, aber wir essen doch auch so eklige und unappetitliche Dinge wie Schnecken und lebende Austern, selbst so liebenswerte Hausgenossen wie den Hasen, das Hauskaninchen und das gemeine Hausschwein verschonen wir nicht. Was also soll das Gejammer und Gezeter?

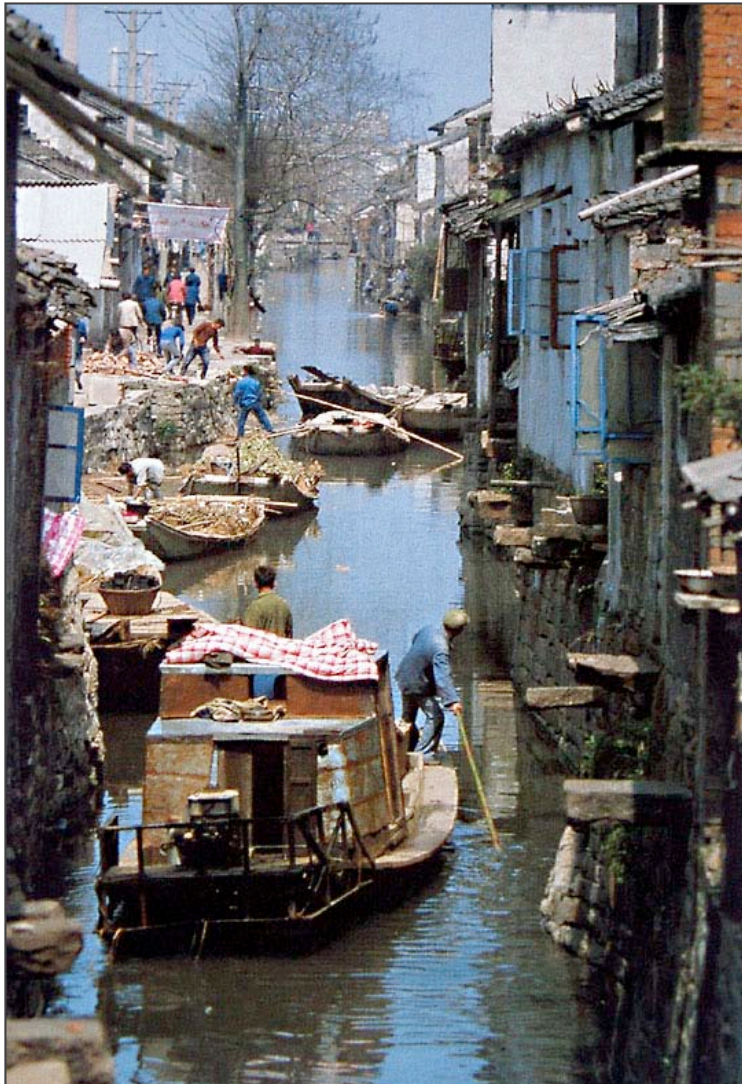
In Asien zählt man nur etwas, wenn man eine eigene Visitenkarte besitzt. Bescheidenheit ist eine Zier, doch die Visitenkarte sollte einen möglichst guten Aufschluss darüber geben, was für ein toller Typ man ist. Denn schließlich soll dem Gegenüber klargemacht werden, welchen gesellschaftlichen Rang man hat und dass man sich nicht zu verstecken braucht. Auch ich bin natürlich glücklicher Besitzer einer aussagekräftigen Visitenkarte, auf der ich in aller Bescheidenheit meinen Titel, meinen Job in Deutschland und meine hiesige Tätigkeit vermerkt habe. So gerüstet kann ich gut im Konzert der Großen mitmischen.

Visitenkarten sind in der Regel beidseitig bedruckt, vorne Englisch und hinten Chinesisch (oder umgekehrt). Dies erfordert nun die Transkription des eigenen Namens ins Chinesische, bei meinem deutschen Namen fürwahr ein unglückseliges Unterfangen. Deshalb habe ich mir einen richtigen chinesischen Namen zugelegt, der sich nur noch in Ansätzen an meinen deutschen Namen anlehnt. Ich heiße *Hanouli*, wobei *Han* den ersten Teil meines Familien- und *Ouli* die Kurzform meines Vornamens widerspiegeln. Wichtiger aber ist die Bedeutung dieses Namens – ich bin namensmäßig (mit Verlaub und in aller Bescheidenheit) "die Kraft, die China und Europa verbindet". Im ganzen Land bin ich unter diesem Namen bekannt, schreibe Aufsätze in chinesischen Fachzeitschriften, halte Vorträge und werde so angesprochen – es geht also ziemlich leicht, sich eine neue Identität zuzulegen. Mit dem Namen kann ich gut leben: Er ist zeitlos und wohl kaum solch temporären Schwankungen unterworfen wie der Vorname eines meiner Dolmetscher, der *Wenge* heißt, auf Deutsch "Kulturrevolution".

Chinesen und "Barbaren": Selbstbewusstsein im Reich der Mitte

Paul Theroux hat in seinem Buch "Das chinesische Abenteuer" den weisen Feng Gulfen zitiert, einen Lehrer, Berater von Politikern und Verfechtern von Reformen, der sich schon im 19. Jahrhundert zum Verhältnis zwischen Chinesen und ausländischen Experten geäußert hat. Für ihn waren alle Ausländer Barbaren, die man aber benutzen müsse, um von ihnen verschiedene mechanische Fertigkeiten zu erlernen – vor allem den Schiffsbau und das Büchsenmacherhandwerk. "Man sollte einige wenige Barbaren beschäftigen", sagte er, "und geistig rege Chinesen auswählen, die sich ausbilden lassen, damit sie wiederum viele Handwerker

unterrichten". Und weiter: "Wir sollten die Werkzeuge der Barbaren übernehmen, aber nicht ihre Sitten. Wir sollten sie benutzen, um sie zu verjagen." Dies sei auch heute noch die Auffassung der chinesischen Regierung, meinte Paul Theroux. Und weiter: Man solle nie den Fehler machen zu glauben, man werde als ausländischer Experte im Reich der Mitte auf Dauer akzeptiert. Ein hartes und schwerwiegendes Urteil, sicherlich, aber vielleicht auch nicht ganz falsch.



Ich habe in meinen ersten Jahren hier in Beijing viel Lehrgeld zahlen müssen, bin mir aber sicher, dass meine chinesischen Counterparts gelegentlich auch ihre liebe Mühe und Not mit meinen Einstellungen gehabt haben. Auf Nachfrage, woran unsere Divergenzen denn liegen könnten, bekam ich nie eine durch fachliche Analysen getrübbte Antwort, sondern hörte meist, dass es an den Köpfen liege: "Chinesen haben runde Köpfe, sie sind harmoniebestrebt und stets kompromissbereit; Ausländer haben viereckige Köpfe, damit muss man zwangsläufig überall anecken." An dieser rein physiognomischen Einschätzung mag ja durchaus etwas Wahres sein, aber irgendwie weigert man sich doch zu glauben, dass wirklich nur die Kopfformen für die manchmal so tiefen Irritationen im chinesischen Arbeitsalltag verantwortlich sein sollen.

Etwas anderes allerdings muss man schnell lernen – oder man lernt es nie: Um sein Ziel zu erreichen, muss man immer den indirekten Weg gehen, statt "nein" "vielleicht" sagen, niemals den anderen brüskieren oder gar bloßstellen, immer das Gesicht wahren. Oft ist nicht entscheidend, was man sagt, sondern wie man es sagt.

Ich bin ein wenig älter geworden hier in China. Nicht, dass ich dies beklagen oder gar mich dagegen wehren sollte; ich möchte nur das Faktum als solche und seine auffälligste Auswirkung wiedergeben, nämlich die Verringerung der Sehkraft meiner Augen. Trotz aller Mühen habe ich zunehmend Schwierigkeiten mit dem Kleingedruckten und mir deshalb eine chinesische Lesebrille zugelegt. Der Erwerb einer solchen Sehhilfe ist nun ein Vorgang, der sich von Einkäufen vergleichbarer Art in Deutschland doch sehr unterscheidet: Lesebrillen werden in der Regel nicht nach der individuellen Sehschwäche, sondern nach dem Lebensalter erstanden – die Ergebnisse sind erstaunlicherweise allerdings meist deckungsgleich. Die erste Stufe der optischen Behinderung wird in der Volksrepublik China im Lebensalter von 35 bis 39 Jahren angesiedelt; Personen dieses Alters bekommen alle Lesebrillen mit einer Stärke von 0,5 Dioptrien. Dem Alter von 40 bis 44 Jahren entspricht eine Stärke von 1,0 Dioptrien, jenem von 45 bis 49 Jahren von 1,5 Dioptrien usw. Beim Erwerb meines Nasenfahrrads war ich (ich muss es gestehen) zunächst ein wenig eitel und hatte mein Lebensalter um einige Jahre geschönt. Prompt bekam ich eine Brille verpasst, die zu schwach war. Auf meine Reklamation hin erhielt ich sodann eine Brille mit richtiger (und altersgerechter) Stärke, dazu aber auch den bedauernden Satz zu hören: "So jung, und schon so schlechte Augen..."

Ich werde jetzt schließen, denn die Stunde des Ebers ist schon lange vorüber und morgen, zur Stunde des Drachen, muss ich wieder früh zu Arbeit. Es grüßt dich ganz herzlich aus der Fremde, die inzwischen meine Heimat geworden ist,

Dein Han Ou Li